



Historia-Photo Charlotte Fremke, Bad Sachsa (Südharz)

Erich Mende

Franken im Nordosten — Franken im Südosten

Conrad Celtis

*Laß den väterlichen Herd und schaue fremde Gestirne,
wenn Du himmlische Pfade wandern willst.
Wo Du stirbst, ist einerlei; überall führt derselbe
Weg von der Erde in Jupiters Saal.*

Amores, 4, 1

Den väterlichen Herd verließ er früh. Wanderte er auch nicht immer *himmlische Pfade*, so bestand das Leben des „Erzhumanisten“ Celtis eigentlich aus dreißig Wanderjahren, unterbrochen von meist nur vorübergehenden Aufenthalten. Diese benützte er um sich neben dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, die hier mit der Verheißung des Weges in Jupiters Saal umschrieben und durch ein Symbol auf seinem Grabstein verankert ist, noch jene schier zeitlos irdische Unsterblichkeit aus Werken und Taten zu sichern. Für den äußeren Glanz, den auf diesem Erdball die Mächtigen vergeben, besaß der am 1. Februar 1459 in Wipfeld bei Schweinfurt geborene Konrad Pickel ein empfängliches Gemüt. Im harten Tagewerk des Vaters, eines Winzers, vermutete er weder für dieses Begehren, noch zur Befriedigung der geistigen Unruhe, die sein Leben durchzog, eine Chance.

Diese zu suchen machte er sich 1478 auf den Weg, der hier nur mit einigen bedeutenden Stationen abgesteckt werden kann. Von der noch scholastisch beengten Universität Köln kommt er in diejenige des humanistisch aufgeschlossenen Heidelberg, wo er Rudolf Agricola begegnet. Von ihm empfing er kräftige Impulse besonders für sein späteres wissenschaftliches Bestreben. In Leipzig gewinnt Celtis in Martin Pollich, dem Leibarzt des sächsischen Kurfürsten, einen ersten Protektor. Friedrich der Weise erhält das Erstlingswerk *Ars versificandi et carminum* gewidmet und verschafft dem jungen Literaten als Dank bei Kaiser Friedrich III. die Würde eines „poeta laureatus“. Die Dichterkrönung

am 18. April 1487 auf der Nürnberger Burg war zwar nur eine Nachahmung dessen, was Petrarca schon am Ostertag 1341 in Rom und anderen nach ihm zuteil geworden war, doch das schmälerte des Geehrten Empfinden nicht. Fühlt er sich danach verpflichtet auch nüchterne wissenschaftliche Aussagen in eine diesen wenig bekömmliche poetische Form zu kleiden, so geschieht dies zusätzlich motiviert aus Bejahung der Aufgabengleichheit von Poesie und Philosophie.

Der Drang nach Ruhm und Erkenntnis, in eigenartig enger Durchwebung beider Begehren, ist Charakteristikum der Humanisten schlechthin. Celtis stellt also keinen Einzelfall dar. Sind bei ihm auch Sinnesfreude und Lebenslust ausgeprägt, immer strebt er gleichzeitig nach geistiger Bereicherung und bald sucht er Möglichkeiten, das derart Erworbene weiterzureichen. 1491 erhält er in Ingolstadt einen Lehrstuhl, ehe ihn Wien ruft, wo er 1492 erstmals weilt. In diesem Jahr veröffentlicht er seine Ansichten über Rhetorik und widmet das Werk nicht ohne Hintersinn König Maximilian I. Gleichzeitig gewinnt er eine Reihe Freunde bei Gastvorlesungen, darunter den Geographen Stabius.

Die Universität Wien erschloß sich dem Humanismus nur zögernd. Diese Erfahrung machte vor Celtis ein Mann, der früher als er von Friedrich III. zum Dichter gekrönt worden war, diese Poetenzierde jedoch später gegen die Tiara eintauschte: Enea Silvio de Piccolomini, der spätere Papst Pius II. Was diesem Wegbereiter des Humanismus in Deutschland nicht gelang, schaffte Celtis allen Widerständen zum Trotz: den Lehrstuhl für Poetik und Rhetorik an der Universität Wien. Die Urkunde vom 7. März 1497 mit der Unterschrift von Maximilian I. gab dem damit Berufenen die Wirkungsstätte, von der aus er die Epoche des Wiener Humanismus einleiten konnte. Nach triumphalen Empfang, wobei ihn sein Landsmann Cuspinian dem Gott Äskulap verglich, weil jener einst Rom von der Pest befreit haben sollte wie analog nunmehr Celtis Wien von der Barbarei der Scholastik. Der Gefeierte entwickelte sofort Initiativen zur geistigen Belebung der Metropole. Noch im Jahr seiner Ankunft gründete er die „Gelehrte Donaugesellschaft“, eine jener „Soliditäten“, von denen Celtis bereits in Heidelberg eine statuiert hatte und insgesamt sieben ins Leben rufen wollte. Zahlensymbolik besaß für ihn Bedeutung. Der Plan blieb Fragment wie jener der „Germania illustrata“; das Unvollendete steht neben dem Erreichten, für das gerade Wien den lang gesuchten Nährboden abgibt. Neben den Vorlesungen über Rhetorik und Metrik brachte er seinen Studenten römische und ältere deutsche Geschichte zu Gehör, lehrte sie die Oden des Horaz und erweiterte als novum seinen Grammatikunterricht um Grundlegendes aus Sprachen wie Griechisch und Hebräisch. Außerhalb der pädagogischen Arbeit, aber doch thematisch eng mit dieser verbunden, gab er 1479 die Kosmographie des Apuleius, 1500 die Germania des Tacitus, ferner die Gedichte der Roswitha von Gandersheim und das Epos des Ligurinus über Friedrich Barbarossa heraus.

Viel Vorsatz wird in Celtis Schriften zur Aufwertung der deutschen Kultur und germanischen Geschichte gegenüber den Leistungen der römischen Kulturgeschichte erkennbar. Darin ging er nicht nur einig mit den deutschen Humanisten schlechthin, er trifft sich auch mit dem Denken eines Monarchen wie Maximilian I., der in die Diskrepanz zwischen seiner geringen Macht im Reich und dem Glorienschein der römischen Krone, die er trug, das Wort stellte: *Mein ehr ist deutsch ehr und deutsch ehr ist mein ehr*. Sowohl die nationalen Leistungen von Celtis wie seine literarischen und lyrischen Schöpfungen, aber auch das gespaltene Verhältnis zu Religion und Kirche bedürften gründlicherer Betrachtung als hier möglich ist.

Die Zeit in Wien gedieh diesem einst unruhigen Geist aus der gewonnenen Seßhaftigkeit am Abend des Lebens zur Erntezeit. Der Eintrag bestand aus den Früchten eines Wanderlebens, das die Freude am Irdischen wie dessen aufmerksame, aber auch kritische Betrachtung auszeichnet. Dieses Leben, dem jener Durst nach Erkenntnis innewohnte, von dem Dante sagt, daß jeder Trunk zu seiner Befriedigung immer neuen Durst zeuge, war bis zu seinem Ende am 4. Februar 1508 ein unermüdliches Schöpfen aus der Fülle aller Möglichkeiten der diesseitigen Welt. Jener oft drastisch geäußerten Antipathie gegen die christliche Lehre und deren Vollzug innerhalb der römischen Kirche zum Trotz, kam es doch an der Ostseite des Stefansdomes zur Ruhe.

Wie Celtis für Nürnberg zu einem getreuen Chronisten der Zeit und des detaillierten Lebens im *Zentrum Europas*, als das er die Stadt sah, wurde, so gedieh er zu jenem agens in der Geschichte von Universität und Kaiserstadt an der Donau, die durch die Epoche zwischen Reformation und Gegenreformation bestimmt, ohne diesen fränkischen Beitrag eine ihrer charakteristischsten Prägungen entbehrte.

Benützte und empfohlene Literatur:

Friedr. v. Bezold: C. C., der deutsche Erzhumanist (Darmstadt 1959, Nachdruck aus Hist. Ztschr. 49. Bd. (NF. 13 Bd.), München 1883, 1-45 und 193-228).

Michael Seidlmayer: K. C. In: Unbek. Bayern, Bd. 7 (München 1962) 128 ff.

Gerda Koller: K. C. In: Tausend Jahre Österreich Bd. 1. Hrsg. W. Pollak (Wien-München 1973) 142 ff.

Heinz Zirnbauer: C. C. In: Fränk. Klassiker, Hrsg. W. Buhl (Nürnberg 1971) 195 ff.

Erich Mende, Johann-Strauß-Str. 49, 8011 Neubaldham

Wilhelm Standacher

Probleme der zeitgenössischen Mundartdichtung

(Schluß von Heft 1/1977, S. 9-11)

Die Romantisierung der Mundart als Grundlage einer volkssprachlichen Dichtung im tradierten Sinn von Volkspoesie stand den Möglichkeiten der Mundart für eine kritische, gegenwartsbezogene und realistische Dichtung entgegen.

Freilich gibt es auch Beispiele für literarisch bedeutsame Mundartdichtungen, im Bereich der oberdeutschen Mundarten vor allem im Bairischen; sie aber blieben auf Einzelpersönlichkeiten beschränkt, ohne daß es gelungen wäre, die allgemeine Meinung von und über Mundartdichtung nachhaltig zu beeinflussen und zu verändern.

Verantwortlich für die Behinderung einer Weiterentwicklung der Mundartdichtung zu einer sprach- und gesellschaftsrealistischen Dichtung ist unter anderem auch das entscheidende Mißverständnis, Mundart und Mundartdichtung seien gleichzusetzen mit Provinzialismus. Es wurde gesagt, der Kampf um regionale oder überregionale Bedeutung eines Mundartautors könne nicht stattfinden, weil sich nicht auf jeder Sprachstufe alles denken und sagen lasse. Und es wurde behauptet, die typische Einstellung des Provinzlers erkenne den experimentellen Literaten nur dann an, wenn er sich im Mundartmetier ausgewiesen habe. Resümiert wurde, die Grenzen der Sprache des Provinzlers seien auch die Grenzen seiner Welt. — Als ob Mundart qualifizierbar sei als typisches Medium des Provinziellen!

Auch wenn nicht zu leugnen ist, daß sich in Mundart nicht alles denken und sagen läßt, muß zugestanden werden, daß dasselbe auch für die Umgangssprache und für die Schriftsprache gilt. So wie die Schriftsprache der Mundart manches voraus hat, so hat auch die Mundart der Schriftsprache durch ihre eigengesetzliche und eigensprachliche Wirklichkeit einiges voraus. Daß eine regional wirksame Mundart nur von einem kleineren Kreis von Menschen gesprochen wird als die Schriftsprache, ändert nichts daran, daß Mundart sprachliches Medium ist. Entscheidend ist, ob und daß etwas in Mundart sagbar ist. Das aber ist angesichts der sprachlichen Qualitäten der Mundart, angesichts der Vielzahl der mundartspredenden Menschen und angesichts der sozialen Wirklichkeit dieser Menschen nicht wenig. An diesen Fakten ändert sich auch nichts, wenn gegen Mundart und Mundartdichtung provokant und abwertend polemisiert wird.

Hier ergibt sich auf fatale Weise eine recht eigenartige Beobachtung. Der die Mundart als provinziell und nicht-literaturfähig Ablehnende trifft sich mit seiner Argumentation mit dem typischen Provinzler, der von dem in Mundart Schreibenden fordert, er müsse sich mit